

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 50 (1963)
Heft: 15

Artikel: Reform der Rechtschreibung : zur schweizerischen Orthographiekonferenz
Autor: Studer, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-535936>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

6. Lersch Ph., Aufbau der Person. München 1956⁷.
7. Gager Fr., Selbstbesinnung und Wandlung. Frankfurt 1954³.
8. Liégé A., Mündig in Christus. Freiburg 1961 (Herder-Taschenbuch).

Reform der Rechtschreibung¹

Zur Schweizerischen Orthographiekonferenz

Prof. Dr. Eduard Studer, Freiburg

Seit Jahren befassen sich Fachkommissionen in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz mit den Problemen der Rechtschreibung, und die breitere Öffentlichkeit nimmt lebendigen Anteil an diesem Gespräch der Fachleute. Die Ansichten der deutschen Kommission sind niedergelegt in den *«Empfehlungen des Arbeitskreises für Rechtschreibregelung»* – zitiert unter dem Titel *«Wiesbadener Empfehlungen»* –; in Österreich bilden den Grundstock des Gesprächs die *«Mitteilungen der Österreichischen Kommission für die Orthographiereform»*. Mit diesen beiden Vorlagen haben sich die Teilnehmer an der Schweizerischen Orthographiekonferenz befaßt. Das Resultat ihrer Untersuchungen ist in einer Broschüre niedergelegt, die soeben erschienen ist: *«Stellungnahme der Schweizerischen Orthographiekonferenz zu den „Empfehlungen des Arbeitskreises für Rechtschreibregelung“ (Wiesbadener Empfehlungen)»*; als Redaktoren zeichnen Walter Heuer und Professor Dr. Rudolf Hotzenköcherle. Die Schweizerische Orthographiekonferenz ließ sich bei ihren Gesprächen von den folgenden grundsätzlichen Überlegungen leiten: 1. Das gute Funktionieren einer großen Sprachgemeinschaft hängt unter anderem von der Beachtung gewisser sprachlicher *«Spielregeln»* ab; im Bereich des schriftlichen und gedruckten Verkehrs wird diese Aufgabe von der Orthographie erfüllt. Ein unüberlegter Abbau dieser *«Spielregeln»* müßte sich auf die Erlernung und die Handhabung der Sprache nachteilig auswirken. – 2. Diese Regeln im allgemeinen und diejenigen der Orthographie im besondern

dürfen aber nicht stur zum Selbstzweck werden; im Rahmen des didaktisch und technisch nötigen Regelwerks ist dem Übergangscharakter mancher sprachlichen Erscheinung und der stilistischen Freiheit des Einzelnen die nötige Bewegungsfreiheit einzuräumen. Die Helferin Orthographie darf nicht zur Tyrannin werden. – 3. Die Orthographie ist, wie die Sprache überhaupt und in enger Wechselwirkung mit ihr, eine geschichtliche Erscheinung. Das geschichtlich Gewordene soll nicht ohne Not preisgegeben, das geschichtlich Zusammen gewachsene nicht leichtfertig auseinandergerissen werden. – 4. Vereinfachung um der Vereinfachung willen, Rationalisierung um jeden Preis ist in Dingen der Sprache wie der Kultur überhaupt ein höchst fragwürdiges Prinzip; es führt zu einer geistigen Nivellierung und Verarmung, die wir grundsätzlich ablehnen. – In diesen Punkten ist sauber und richtig gesagt, woran sich jedes von Verantwortungsbewußtsein getragene Urteil in Fragen der Rechtschreibung zu halten hat. Es geht bei alledem um Dinge, welche den Einzelnen sogut wie die größere Gemeinschaft betreffen, und zwar nicht nur in einem äußerlich-technischen, sondern auch in einem wesentlich geistigen Sinne. Wir möchten unseren Lesern hier den ganzen Problemkreis sichtbar machen – in der Meinung, daß dann der Entscheid zugunsten jener besonnenen Haltung gefällt werden muß, in welcher das geschichtlich Zusammen gewachsene nicht leichtfertig preisgegeben wird.

Der Kath. Lehrerverein der Schweiz war an der Orthographiekonferenz in Zürich vertreten durch Dr. C. Hüppi, Zug.

Im September 1962 setzte die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren, unterstützt vom Eidgenössischen Departement des Innern, einen Fachausschuß ein, der eine schweizerische Stellungnahme zu den umstrittenen Punkten der deutschen Orthographie vorbereiten sollte. Die sieben Fachkundigen schlossen ihre Arbeiten im Mai dieses Jahres ab und unterbreiteten die Ergebnisse in einem *«Bericht des Vorberatenden Fachausschusses»*. Der Auftraggeber ließ den Bericht drucken und sandte ihn jenen schweizerischen Fachverbänden und Interessengemeinschaften zu, die an Schrift und Sprache besonderen Anteil nehmen: Verleger, Typographen, Korrektoren, Bibliothekare, Erzieher, Gelehrte, Schriftsteller. An sie und noch an einige weitere Gruppen erging zugleich die Einladung, den Bericht des Vorbereitenden Fachausschusses zu prüfen und ihre Vertreter für eine Schweizerische Orthographiekonferenz zu bestimmen. Den Verbänden blieb eine knapp bemessene Frist zur Stellungnahme, denn schon im August 1963 sollte ein breiteres Gremium den vorläufigen

¹ In: *«Neue Zürcher Zeitung»*, Fernausgabe Nr. 294, Blatt 19; Samstag, 26. Oktober 1963.

«Bericht» und die aus den Verbänden zu erwartenden Kritiken und Anträge zuhanden der Erziehungsdirektoren-Konferenz bereinigen.

Mancher Leser wird sich an die seit Jahren wieder hin- und herwogende Diskussion um die Orthografiereform mit Unlust erinnern und fragen, ob es damit nun plötzlich so eile, nachdem bisher allenfalls der Wunsch nach faßlicheren Regeln Widerhall fand, das Ausmaß und die Chancen einer Reform sich aber noch keineswegs abzuzeichnen schienen. Vor allem bleibt die Frage, wer denn in dieser Sache eigentlich «beschlußfähig» sei, heute so offen wie eh und je.

Überlegungen allgemeiner Art

Jede lebendige Sprache wandelt sich, und mit der Sprache soll sich vernünftigerweise auch ihr schriftliches Abbild wandeln dürfen. Nur ist das leichter gesagt als getan. Denn während der Sprachwandel sich langsam und dauernd, dem Einzelnen kaum erkennbar, vollzieht, gleichsam als Folge von zehn Millimeterschrittchen vor und von neun Schrittchen zurück, weil die Sprachgemeinschaft von den täglich im Gespräch ausgestreuten Neuerungen die meisten sofort wieder vergißt und nur einige wenige sich schließlich zu eigen macht – während also die Sprache im freien Austausch der Geister sich formt und differenziert, stößt die Schrift jederzeit an die Grenze ihrer Möglichkeiten, den Sprachwandel mit ihren zwei Dutzend Zeichen treulich abzubilden. Sie soll ja auch von den Launen des Augenblicks Abstand halten und nur das Gehaltvolle weitergeben, dies allerdings so, daß es auch unsere Kinder noch lesen mögen.

Eine andere Überlegung faßt die Menschen ins Auge, die sich zurzeit auf Grund ihrer gemeinsamen Muttersprache verbunden fühlen. Wie weit reicht die deutsche Sprachgemeinschaft? Gehört Leipzig noch dazu, oder bahnen sich jenseits des Eisernen Vorhangs bereits sprachliche Entwicklungen an, die wieder in Frage stellen, was im deutschen Sprachgebiet die Anstrengung eines Jahrtausends gekostet hat: die Einigung auf eine gemeinsame Ausdrucksbasis? Und gerade bei dieser unschätzbaren Er rungenschaft unseres Kulturkreises war nicht die gesprochene Sprache die treibende Kraft; vielmehr waren es Schrift und Buchdruck, die erzwangen, was unter den politischen Verhältnissen im Gebiet der deutschen Sprache nie erreichbar schien.

Die Schreibenden weit mehr als die Sprechenden haben dieses Erbe bis jetzt auch gehalten. Der Ruhm gehört vorab den Schriftstellern. Bei allen Extravaganzen, die man ihnen schon immer nachsah: ihre Elite hat die ihr reichlich zubemessene Freiheit im ganzen so eingesetzt, daß die neuhochdeutsche Schriftsprache nicht stillstand, sondern sich einen erstaunlichen Reichtum an Ausdrucksmöglichkeiten schuf, ohne daß der geistige Austausch mit entfernten Freunden und mit andern Generationen darunter wirklich litt. Wir reden und schreiben zwar nicht mehr so wie Luther und Grimmelshausen, auch nicht mehr genau so wie Lessing oder Gotthelf, verständlicherweise. Aber wir hören und verstehen sie noch, selbst in ihren Erstausgaben – dank der Verantwortung derer, die sich dieser Tradition verpflichtet fühlten.

Es ist ein schönes Amt, in dieser Verantwortung zu stehen, und ginge das Schreiben nur die dazu Berufenen an, so wäre dies Geschäft in guten Händen: es regelte sich selber. Seit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht muß das anspruchsvolle Instrument der Schriftsprache aber auf sehr viele Menschen Rücksicht nehmen, auch auf solche, denen der Herr es nicht im Schlaf eingibt. Eine klare Ausdrucksweise des Schülers muß der Unterricht – nicht nur der Sprachunterricht – allerdings fordern können, ebenso, daß ein Gedankengang korrekt zu Papier gebracht werde. Läßt sich dies ohne Grammatik lernen? In dem Buche, von dem die neuere Sprachwissenschaft ihren Ausgang nahm, erklärte vor 144 Jahren Jacob Grimm, es sei eine typisch deutsche Pedanterie, dem Schüler die eigene Muttersprache nach Regeln einzutrichtern. So stumpfe man das in jedem Menschenkind lebendige Sprachgefühl ja gerade ab, statt daß es sich frei entfalten könne. Und wörtlich schrieb er: «Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiß, das heißt ungelehrt, darf sich, nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen: eine selbsteigene lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen.»

Daß dies zumindest für ein von Haus aus Mundart sprechendes Kind nicht gilt, war nie ein Geheimnis. Nun ist aber auch der Unterricht in Deutschland selber zu keiner Zeit ohne ein Regelbuch der Muttersprache ausgekommen; gar so mündig fühlte sich auch jener Teil des Volkes nicht, der im Alltag hochdeutsch sprach. Jeder Schüler mußte schließlich einmal schreiben lernen, und da half das feinste Ohr

nicht über die orthographische Regel weg, die nun einmal sein muß, wenn man das in Westfalen Nieder-geschriebene auch in Kärnten und im Toggenburg soll lesen können.

Rückblick

Die deutsche Orthographie ist weder vom lieben Gott erschaffen noch von einem bösen Schulmeister erfunden worden; sie ist das Ergebnis eines im einzelnen nicht mehr abzugrenzenden Teamworks von Schreibenden aus vielen Jahrhunderten, gelehrten und verkehrten; aber sie ist immerhin besser als ihr Ruf. Dem von den Phonetikern aufgestellten Ziel, daß die Schrift möglichst genau die gesprochene Sprache widerspiegeln solle – «schreib, wie und was du sprichst, keinen Buchstaben mehr und keinen weniger!» –, diesem Ziel jedenfalls kommt die deutsche Rechtschreibung erheblich näher als die französische oder gar die englische. Und doch ist jetzt niemand so ganz zufrieden mit ihr. Die Leidensgeschichte der bisherigen Reformversuche zeigt es deutlich².

Wir brauchen diese Historie nicht gleich bis zu Karl dem Großen zurück zu verfolgen. Als Schiller zu schreiben anfang, beherrschte der Grammatiker Adelung das Feld, der seine Regeln der Rechtschreibung dem in Sachsen herkömmlichen Gebrauch entnahm und da einfach etwas mehr Folgerichtigkeit hineinbrachte. Man hatte also schon damals ein «System», sofern man sich überhaupt an eines halten wollte (Goethe zum Beispiel tat es). Zu Beginn des 19. Jahrhunderts aber erschütterte die junge Wissenschaft von deutscher Sprache das Regelgebäude der Schulgrammatiker. Es ist vorab Grimms Verdienst, daß er den Zeitgenossen den Blick öffnete auf eine zweitausendjährige Entwicklung unserer Sprache, und nun zeigte sich denn nicht bloß, welch gutes Geschick zuzeiten über der Entfaltung des Sprachgeistes gewaltet, sondern auch, was zu andern Zeiten der Ungeist hinterlassen hatte. Der romantischen Sehnsucht nach einem Reinigungsbad im Quellwasser der «heiligen Ursprünge» waren indessen Grenzen gesetzt. Man fand zwar, *Hölle* sei eine klägliche Schreibung, weil sie die Grundbedeutung des Wortes verneble. Also etymologisch reinigen! Aber wie

nun? Zurück zum mittelhochdeutschen *helle*? Oder gar zum gotischen *halja*, weil *Helle* nun als «Helligkeit» hätte mißdeutet werden können? Und wer außer den Linguisten wäre bei *Helle* oder *Halja* auf den Sprung gekommen, das Wort enthalte dieselbe Wurzel wie *hehlen* und bedeute soviel wie «die Verborgene»?

Die Gelehrten mockierten sich damals über einen Grammatiker, der von Sprachgeschichte freilich nicht viel verstand, dem es vielmehr einzig auf die «Regelmäßigkeit» in der Sprache ankam und der im Ernste lehrte, ein von *Zorn* abgeleitetes Verb müsse denselben Stammvokal *o* enthalten, allenfalls *ö*, aber *zürnen* sei sicher «falsch».

Das war offenkundiger Unsinn. Was die strengen Verfechter der etymologischen Orthographie vorschlugen, war auch nicht weit davon entfernt. In *er-eignen*, das wußten sie, stecke *ouga*, das Auge. Das Verb hieß einst *irougen* (vor Augen stellen), später *eröugen*, im 16. Jahrhundert schrieb man *ereugen*. Weil nun das Grundwort heute *Auge* laute und weil man diese Form (statt *ouga*) werde beibehalten müssen, so sei das davon abgeleitete Zeitwort eben als *eräugen*, schlimmstenfalls als *eräugnen* zu schreiben, lehrte einer unter den Konsequenten...

Ernsthafte Forscher ließen sich auf solche Äste natürlich nicht hinaus. Und doch bekannte selbst Jacob Grimm, er habe die erdrückende Last des «Deutschen Wörterbuches» auch aus dem Grunde sich aufgebürdet, weil er hoffte, den Inhalt in einer von den Schlacken der letzten Jahrhunderte gereinigten Orthographie zu präsentieren und so die Öffentlichkeit zu einer bessern Rechtschreibung zu erziehen. Die Einsicht des Verlegers Hirzel hat diesen Nebenzweck wenigstens zum Teil verhindert.

Gegenüber den wissenschaftlich ausgerüsteten Etymologen kämpften zwar die Pedanten der «Regelmäßigkeit» auf verlorenem Posten. Dafür gewann im letzten Jahrhundert eine neue Fraktion an Boden: die Verfechter einer streng phonetischen Schreibweise. Ihren wachsenden Anhang verdankten sie einem verblüffend einfachen und konsequenten Programm: «Jedem Laut *ein* Zeichen und keinem Laut *mehr* als ein Zeichen.» Wer so argumentierte, hatte begreiflicherweise auch für die Großschreibung nichts übrig und zählte zur «*fi*-Partei» – den Spitznamen prägten die Gegner der Ansicht, es lasse sich die Rechtschreibung ohne Schaden so flott vereinfachen, daß zum Beispiel für das liebe *Vieh* bloß die Hälfte der bisher gebrauchten Zeichen nötig sei.

² Zum folgenden: Arthur Hübner, *Der Duden und die deutsche Rechtschreibung* (Deutsche Rundschau, 1936, S. 219–226 — Kleine Schriften zur deutschen Philologie, Berlin, 1940, S. 102–109).

Aber was die Reformer hüben und drüben zur Diskussion stellten, hatte zunächst nur die Folge, daß die Öffentlichkeit nicht mehr wußte, was nun Rechtens sei. Ohnehin hütete jedes Verlagshaus, das etwas auf sich hielt, seine eigene Hausorthographie. Ein Licht auf die orthographische Situation vor hundert Jahren wirft das Reskript des Preußischen Unterrichtsministeriums vom 13. Dezember 1862, die Lehrer derselben Schule hätten sich über die zu lehrende Schreibung zu einigen.

Reform und Einigung

Die Reichsgründung machte das fröhliche Nebeneinander verschiedener Orthographien weithin spürbar. Noch im Jahr 1871 ließ der Schleizer Gymnasialdirektor Konrad Duden im Jahresprogramm seiner Anstalt Rechtschreiberegeln erscheinen, nur gerade für den Hausgebrauch; erst eine Anzahl aufmunternder Briefe von auswärts gab ihm den Mut, im folgenden Jahr seine Regeln als selbständiges Büchlein zu drucken und ihnen als Anhang noch ein Wörterverzeichnis mitzugeben. Wieder bekam er Beifall, besonders für seinen Grundsatz, die Orthographie schonend zu vereinfachen, und zwar eher nach phonetischen als nach etymologischen Kriterien. Der große Augenblick für ihn kam, als 1876 eine Preußische Orthographische Konferenz zusammentrat und er zur Teilnahme eingeladen wurde. Und da nun, am grünen Tisch, trat der bisher so maßvolle Mann als der radikalste Reformers auf, als wäre er von der nicht eingeladenen *fi*-Partei abgeordnet. Der Hauptstreit ging um das Dehnungs-*h*, und das Resultat war ein seltsamer Kompromiß: nach *e* und *i* sollte es bleiben dürfen, nach den übrigen Vokalen aber abgeschafft werden. Das Preußische Unterrichtsministerium ging auf diesen Vorschlag nicht ein, sondern bat den Bonner Germanisten Wilhelm Wilmanns um ein Gutachten, was an der deutschen Orthographie wirklich reformbedürftig sei und was davon Aussicht habe, in der Öffentlichkeit Anklang zu finden. Wilmanns schlug vor, das sowohl etymologisch wie phonetisch anfechtbare *th* in deutschen Wörtern aufzugeben, nämlich im In- und Auslaut (*Reichthum*, *Wirth*) durchgehend, im Anlaut (*Thurm*) wenigstens zum Teil.

So schrieb es nun Preußen für seine Schulen vor. Konrad Duden war tief enttäuscht und doch wendig genug, um sein Wörterverzeichnis nach dieser «Puttkamerschen Verordnung» von 1880 umzuschreiben.

Der Arm des Unterrichtsministers reichte indessen nicht über die Schulen hinaus, auch nicht bis zu den preußischen Kanzleien, die noch am *th* hingen. Erst nach der Preußischen Orthographischen Konferenz von 1901 (die sachlich wenig Neues beschloß) gaben die Amtsstuben das *h* preis, und weil damals Bayern sich anschloß und im Jahr darauf sogar aus Wien und aus Bern der Bericht eintraf, man erhebe gegen die preußische Regelung keine Einwände, durfte der Duden in der 7. Auflage von 1902 jubilieren: «Wir besitzen in der Tat *eine* Rechtschreibung für das ganze deutsche Sprachgebiet, soweit die deutsche Zunge klingt.»

Das war wohl etwas hoch geschworen. Die «Einigung» besagte zunächst bloß, daß die Regeln von 1901 gute Aussicht hatten, in die Schul- und Amtsräume aller deutschsprachigen Gebiete einzudringen und über die junge Generation allmählich die Öffentlichkeit zu erobern. Erst jetzt aber konnte der Duden zur orthographischen Bibel werden. Persönlich empfand Konrad Duden ja wenig Freude über die Regelung von 1901; doch hatte sich der alternde Mann zu der Einsicht durchgerungen, daß eine unvollkommene Orthographie, der das ganze Sprachgebiet zustimme, besser sei als eine vorzügliche, die sich auf einen Teil beschränke.

Die heutige Rechtschreibung

Die heutige Rechtschreibung ruht noch immer auf den Beschlüssen von 1901. Die nach beiden Weltkriegen stürmisch auftretenden Reformer haben die alte Erfahrung in den Wind geschlagen, daß in dieser Sache alle radikalen Vorschläge Gefühle verletzen, die dann längere Zeit auch für milde Offerten nicht mehr ansprechbar sind. Es ist nun einmal nicht dasselbe, ob man sich in den drei beteiligten Ländern darauf einigt, eine von der Praxis längst unterspülte Regel ohne viel Lärm mit einer angemesseneren zu vertauschen, oder ob die Reformpartei darauf beharrt, sozusagen vom Schaltbrett aus eine Neuerung durchzusetzen, die das jedem vertraute Schriftbild aufs Mal entscheidend verändern und entwerten müßte.

Dabei haben die in den letzten Jahren allenthalben durchgeführten orthographischen Konferenzen erwiesen, daß selbst die konservativ Gesinnten über manches mit sich reden lassen. Vor allem über solche Fragen, welche die Reform von 1901 – zum guten Teil wohlweislich – offen ließ, die aber in der Folge

durch die Hintertüre der Duden-Redaktion doch auf einmal kodifiziert auftraten, sehr oft mit spitzfindiger Begründung. Daß der Duden soundso viele Kleinigkeiten auf kaltem Weg erledigt, das heißt so oder anders drucken läßt, ist seine legitime Aufgabe im Hinblick auf Leute, deren Sprachgefühl versagt, sobald sie die Zone der individuellen Freiheit betreten. Wenn die Jagd nach Regeln mit kleinstem Wirkungskreis nur nicht zugleich den Aberglauben befördert hätte, an der <Beherrschung> solcher Bagatellen erkenne man den Meister!

Seit etwa 1920 sind so gut wie alle Reformvorschläge von der Überzeugung getragen, unsere heutige Orthographie sei zu schwierig. Das Argument läßt sich nicht niederschlagen mit dem Hinweis, es stamme aus Lehrerkreisen und diene folglich einem durchsichtigen Zweck. Die Duden-Redaktion selber war Mitte der dreißiger Jahre so freundlich, ungewollt den Beweis für die Stichhaltigkeit der Klage zu erbringen, als sie nämlich der 11. Auflage ihrer <Rechtschreibung> eine Preisaufgabe mit auf den Weg gab, <Hilde Müllers Tagebuch>, das an die vierzig Fehler enthielt; das geneigte Publikum war eingeladen, sie zu suchen. Das Echo blieb nicht aus: rund fünfzehntausend Leser sandten ihre Lösungen ein, und nicht ein einziger fand alle Fehler (oder treffender: alles, was der Duden damals grad für fehlerhaft erklärte). Eindrücklicher war die Lage auf dem <orthographischen Markt> nicht zu illustrieren, und da konnte kein Lamento über schwindendes Sprachgefühl, auch kein versteckter Vorwurf an die Adresse bequemlich gewordener Lehrer über die Tatsache hinwegtäuschen, daß das Regelbuch selber das Maß des sprachlich Reglementierbaren überschritten hatte. Man hat es inzwischen eingesehen und in den jüngsten Auflagen merklich zurückbuchstabiert, entweder indem bei schwankendem Gebrauch jetzt beide Schreibweisen oder gleich noch eine dritte als erlaubt bezeichnet werden, nicht selten aber auch, indem nun falsch sein soll, was vor zwei Jahrzehnten noch allein richtig war. So ist zwar den Reformfreunden eine Waffe aus der Hand gewunden, aber nicht die Frage geklärt, ob sich die weiterdauernden Unsicherheiten durch neue Grundregeln beseitigen ließen.

(Schluß folgt)

Wir nehmen uns nicht ernst, wir nehmen uns nur wichtig.

R. N. MAIER

Die kleine Reportage

Lothar Keiser, Neuallschwil

Als unser Schulhaus vor sechzig Jahren gebaut wurde, ahnte wohl noch niemand, daß sich später über das staubige Sträßchen vor dem Schulhaus ein gewaltiger Verkehr abwickeln werde. Heute brausen darüber die vielpferdigen <Fuhrwerke> der Neuzeit mit sehr unterschiedlicher Phonstärke. Alle sechs Minuten rumpelt die Trambahn vorbei; dazwischen kreischen Bremsen, hupt die Feuerwehr oder Polizei, schnurrt ein gemütlicher <Döschwo>, knattert ein Florett, zischt eine Caravelle über die Dächer, schreien Kinder vom nahen Kindergarten, und dann klingelt wieder die Trambahn vorbei.

Da soll man Schule halten! Man könnte ein seitenlanges Lamento darüber loslassen.

Was tun? Ausziehen? Schimpfen? Gehässige Briefe an Behörden schreiben? Sich täglich ärgern, bis uns ein Magengeschwür ins Spital bringt? Nein!

Dieser gehetzte Betrieb auf der nahen Straße vor dem Fenster ergibt prächtige mündliche Sprachübungen. Täglich, in einem günstigen Augenblick, zwischen zwei Arbeiten, nach der Pause, bei erhöhtem Lärm usw. schicke ich einen Schüler ans Fenster mit dem Auftrag: «Reportiere!» Er soll uns das Geschehen auf der Straße möglichst wahrheitsgetreu, sprachlich korrekt und ohne viel <machen>, <fahren> und <gehen> schildern.

Anfänglich tönt das in einer fünften Primarschulklasse unbeholfen, etwa so: «Eine Frau geht auf der Straße. Sie hat einen Kinderwagen. Das Kind schreit. Ein Lastwagen fährt vorbei. Er hat Gemüse bei sich. Im Tram sind wenig Leute. Fräulein X. geht vorbei. Sie hat ein gelbes Kleid an.» Am Nebenfenster kontrolliere ich mit einem Blick auf die Straße das Erzählte. Nach ein bis zwei Minuten brechen wir ab. Die Mitschüler loben und kritisieren, fragen den Reporter noch aus, und wir suchen gemeinsam bessere Ausdrücke.

Nach einiger Übung werden die Reportagen schillernder und farbiger, sogar stark gehemmte Schüler sind plötzlich eifrig dabei. In einem späteren Stadium lautet unsere Reportage: «Eine weiß gekleidete Frau stößt einen Campingwagen. Das Mädchen schreit, weil es wahrscheinlich nicht mehr im